



6. EHRENAMTSSYMPIOSIUM 2019: Engagiert! Füreinander im Einsatz

Rückblick Diskussionsforum „Emotionen im Einsatz“

Wie gehen Helfende mit Belastungen um? Was wird überhaupt als Belastung wahrgenommen? Und stimmt es, dass die Gewalt gegen Einsatzkräfte – ein derzeit sehr hitzig diskutiertes Thema – tatsächlich zunimmt? Die ReferentInnen gaben zu diesen Fragestellungen einen Einblick in Ihre Arbeit und diskutierten anschließend mit den TeilnehmerInnen darüber.

So zeigte Matthias Bonigut zunächst anhand seiner aktuellen Studie aus dem Rettungsdienst, dass Gewalt gegen Einsatz- und Rettungskräfte zwar ein wichtiges Thema ist, aber dass die derzeit vielerorts berichtete Zunahme der Zahlen nicht unreflektiert betrachtet werden sollte. So führte er aus, dass einerseits das Sinken der Dunkelziffer aufgrund rechtlicher Veränderungen dazu führt, dass die öffentlich bekannten Zahlen steigen. Darüber hinaus konnte er nachweisen, dass die Wahrnehmung der Veränderung in Richtung einer gewaltbereiteren Gesellschaft eine Frage des Dienstalters der Einsatz- und Rettungskräfte ist: Personen mit zehn oder mehr Jahren Einsatzerfahrung und Tätigkeit in diesem Feld bestätigen die Veränderung nicht. Jüngere KollegInnen schätzen das allerdings anders ein, was vermutlich aus der höheren Sensibilität und medialen Aufmerksamkeit gegenüber des Themas resultiert.

Katharina Wuttig nahm eine andere Facette im Einsatzwesen in den Blick. Sie stellte die Frage, ob und wie Humor eingesetzt und wirken kann, um die Arbeit als Einsatzkraft positiv zu verändern. Sie stellte dabei heraus, dass Humor eine wichtige Copingstrategie ist, um sowohl im Alltag aber auch und vor allem in der Tätigkeit als Einsatzkraft belastenden Situationen die Schwere zu nehmen. So wurde deutlich, dass Humor eine effektive Strategie ist, um Probleme zu bewältigen und Erlebtes zu verarbeiten. Wichtig festzuhalten ist es aber gleichzeitig, dass es Grenzen von Humor gibt: Insbesondere sind verletzend und ausgrenzende Witze - vor allem im Beisein von Patienten – zu vermeiden. Aber auch das Verstecken der eigenen Person und dazugehöriger Emotionen, Belastungen usw. hinter Humor ist nicht hilfreich. Somit zog Katharina Wuttig das Fazit, dass Lachen in Einsätzen definitiv erlaubt ist – so lange die Rahmenbedingungen passen.

Der dritte inhaltliche Impulsvortrag beschäftigte sich mit der Frage, wie vermieden werden kann, dass Einsatzkräfte an ihre persönlichen und emotionalen Grenzen kommen und was zu

tun ist, wenn die Grenze der professionellen Nähe und persönliche Distanz über- bzw. unterschritten wurde. Peter Zehentner verdeutlichte, dass Stress ein natürlicher und manchmal auch guter weil antreibender Faktor sein kann. Problematisch wird es allerdings dann, wenn Einsatzstress - der Stress in der helfenden Rolle - auf andere, mitunter persönliche Schwierigkeiten trifft. Irgendwann – so das verdeutlichende Bild von Peter Zehentner – läuft dann das „Stressfass“ über und Helfende brauchen selbst professionelle Hilfe, um dem zu begegnen. Aus diesem Grund ist ein präventiver, selbstfürsorgender Ansatz so wichtig, damit die Einsatzfähigkeit erhalten und das „Stressfass“ immer wieder geleert werden kann.

An die Beiträge der ReferentInnen schloss sich eine interessante Diskussion mit den TeilnehmerInnen an, die sich zunächst um die Frage drehte, wie Einsatzkräfte mit eigenen Emotionen während des Einsatzes umgehen. Als Beispiele wurden (a) Wut über vermeidbare und von den PatientInnen mutwillig herbeigeführte bzw. in Kauf genommene Einsätze durch riskantes Verhalten und (b) schwer auszuhaltene und belastende Lebensumstände von PatientInnen bspw. aufgrund von sozialem Abstieg genannt. Alle TeilnehmerInnen und ReferentInnen waren sich hierbei einig, dass es wichtig ist, während des Einsatzes diese Gefühle hintan und die eigene Professionalität in den Vordergrund zu stellen. Wobei natürlich Emotionen im Sinne von Empathie erlaubt und sogar wichtig sind – vor allem in helfenden Bereichen.

Weiterhin wurde diskutiert, wieso das Phänomen „Gaffer“ zugenommen hat und ob das die Arbeit von Einsatzkräften beeinflusst. Interessant war die Einschätzung, dass das Phänomen nicht neu ist und in der menschlichen Natur liegt. Eine qualitative Veränderung hat insofern stattgefunden, dass mit Smartphones Filme und Fotos erstellt und in sozialen Medien verbreitet werden können. Allerdings sahen die DiskussionsteilnehmerInnen darin keinen Grund, Menschen darauf zu trainieren, nicht mehr „hinzuschauen“. Das würde letztlich dazu führen, dass dann auch gewünschte und wichtige Hilfeleistungen zurückgehen könnten. Vielmehr kann es eine hilfreiche Strategie im Einsatz selbst sein, fotografierende und filmende Personen direkt anzusprechen und auf ihr Verhalten aufmerksam zu machen. Darüber hinaus ist es auch möglich, diese Menschen in die Hilfeleistung mit einzubeziehen – sofern das der Einsatz erlaubt. Ein weiter gedachter Ansatz kann es sein, bereits in Schulen aber auch in Erste-Hilfe-Kursen auf das Thema aufmerksam zu machen und für den angemessenen Umgang mit einer solchen Situation zu sensibilisieren.

ReferentInnen

- Matthias Bonigut, Consultant Healthcare Drees & Sommer, Unternehmer in der Notfallrettung, Rett. Ass, OrgL/ELRD München; Email: matthias.bonigut@dreso.com
- Katharina Wuttig, Studentin der Humanmedizin, Universität Tübingen; Email: wuttig.katharina@gmail.com
- Peter Zehentner, u.a. Leiter KIT München, Email: mail@peter-zehentner.de

Moderation und Dokumentation: Verena Blank-Gorki, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Medicalschool Hamburg und bei der AETAS Kinderstiftung München, Email: verena.blank-gorki@medicalschool-hamburg.de